

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt

65 (27.8.1847)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 27. August 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 65.

Kaiser Otto.

(Schluß.)

VIII.

Mehrere Wochen waren verstrichen, und Adelheid rüstete sich zur Abreise von Canossa nach Rom, wo König Otto, nunmehr Herr des ganzen Landes, sich zum römischen Kaiser krönen lassen wollte, um bei diesem hohen Feste ihre Hand und die italische Krone dem Unbekannten zu übergeben.

Von einem Gemisch wilderer innerer Zerrissenheit und dumpfer, geduldiger Ergebung erfüllt, ging sie an dem Tage vor ihrer Abreise mit dem Mönche im Schloßhofe auf und ab.

„Ehrwürdiger Vater,“ sprach sie mit bebender Stimme, „das Bewußtseyn einer schweren Schuld nagt an dem Frieden meines Innern — es ist das Verbrechen eines — geistigen Ehebruchs! Ach nirgends weiß ich Vergebung für solch eine Sünde zu finden!“

„Ein geistiger Ehebruch!“ rief der Mönch erstaunt. „Was meint Ihr damit, edle Herrin? Gott bewahre Euern Verstand!“

„Seht, heiliger Mann,“ erwiderte diese, nicht beleidigt ob des Vaters übergroßer Freimüthigkeit, „dem König Otto bin ich angelobt durch mein freiwilliges Versprechen. Aber ach, das Geschick, welches so grausam mit den Schwächen meines Herzens spielt, hat, ohne daß ich's mir bewußt war, kaum daß ich's ahnte, meine Liebe einem Andern zugewandt, des glühende Leidenschaft und dessen Verdienste um mich gleich sehr ihrer würdig waren!“

„Ei,“ sprach der Mönch vorschnell dazwischen, sie scharf in's Auge fassend, „das war der junge deutsche Befehlshaber! Sah ich's doch, wie Ihr beide erröthetet, als Ihr Euch zum ersten Male erblicktet.“

„Du hast Dich nicht getäuscht,“ erwiderte Adelheid gelassen. — „Erst, als er mir in den höchsten Bethenerungen seine Liebe gestand, ward mir selbst klar, was bisher als dunkle, verborgene Ahnung mein Herz bewegt hatte, und ich schauderte tief in mich zusammen über das Verbrechen, welches ich begangen. So oft er so bereit, so liebepfühlend in mich drang, gab ich ihm kalte Worte zurück; aber ach! immer wurden meine Augen zu Beräthern an mir, ja der Ton der Stimme selbst, in welchem ich's sprach. Da faßte ich eines Tages all meinen Muth zusammen; ich bekannte ihm, was in meinem Herzen vorgegangen war, aber ich beschwor ihn zugleich, seine Liebe zu mir zu vergessen, wie ich — König Otto's Braut — die seine vergessen wolle. Ich beschwor ihn, nicht noch tiefer den Frieden meines Innern zu untergraben, der schon fast ganz gewichen durch meine frevelhafte Reizung zu ihm; und während er noch wie vernichtet da stand, siehete ich, er möge meine Gegenwart fliehen, wie ich die seine fliehen wolle. Dann sammelte ich den letzten Rest meiner Kraft; ich riß mich los von ihm, um in der Stille der Einsamkeit meinen betäubenden Schmerz zu lindern und in dem schaurigen Kerker der Pflicht meine glühende Liebe zu begraben.“

Der Mönch schüttelte bedenklich den Kopf. „Da ist,“ meinte er, „nur Eins übrig; steht den König Otto an, er ist ein gar gütiger ritterlicher Herr —“

„Meint Ihr,“ unterbrach ihn Adelheid zürnend, „ich wäre so niedrig gesinnt, solch empörendem Vorschlage zu

folgen! Ach, nur ein Mönch konnte solches rathen, der nichts weiß von der Würde des Weibes! Ehrlicher Vater, ich verzeihe es Euch! Es war thöricht von mir, daß ich bei Euch Trost suchte — Ihr kennt ja das weibliche Herz nicht! Aber so viel möget Ihr wissen: meinem Gelübniß werde ich treu bleiben, und sollte meines ganzen Lebens Glück an dieser Einen Klippe zerschellen. Ich habe auch nicht Euern Rath darüber verlangt; Trost, Beruhigung war's, was ich bei Euch suchte.“

„Zürnet nicht, edle Frau,“ sprach der Mönch, plötzlich würdevoll sich emporrichtend. „Seht, ich bin ein schlichter, einfältiger Mann, und habe ehemals nimmer andere Dinge im Kopfe gehabt, als mein Brevier und meine Obstbäume; und dennoch war ich ein Anderer und fühlte mich als ein Anderer, da Ihr in jener stürmischen Nacht leblos an meinem Arme hinget, und ich mitten durch die Feinde Euch aus dem Schlosse Bassano führte. Ich war ein Anderer, als ich zu Frankfurt in der Versammlung der Fürsten stand: da schwoß mir das Herz, und ward mir so kühn zu Muth, daß ich einsprach, als wäre ich ihres Gleichen Einer, ja, als wäre ich mehr denn sie. Denn in diesen stürmischen Zeiten macht die Stunde den Mann. So ist mir auch nun nicht bange um Euch — weiß ich doch selbst nicht weshalb — es lebt eine starke, freudige Hoffnung in mir, wie damals kühner Muth! Jetzt, da Ihr so tiefbetäubt seid, und Alles zum Argen zu gehen drohet, lodert sie am glühendsten auf, und ich will nicht von ihr lassen; es ist die Hoffnung, daß sich Alles, Alles wenden wird. Sollte der Herr, der Euch bisher so wunderbar geführt, mit mächtiger Hand aus tiefer Noth errettet hat, sollte er jetzt Euch verlassen, da Ihr nur noch eine Spanne bis zum Ziele habt?“

IX.

Der große Tag war gekommen, wo Rom zum zweiten Male das Fest einer deutschen Kaiserkrönung schauen sollte. In unabsehbaren Zügen strömte die wogende Volksmenge zur Basilika des heiligen Johannes, deren weite, prachtvoll ausgeschmückte Räume die Zahl der Zuschauer nicht zu fassen vermochte.

Unter dem lüftungspregelten Kuppeldache des Chores hatten der heilige Vater und seine Kardinäle ihre Plätze eingenommen; die glänzende Schaar der weltlichen und geistlichen Würdenträger, der Großen und ihrer Frauen füllten das Schiff der Kirche, während die geräumigen Emporbahnen, welche sich in dreifachen Stagen, von mächtigen byzantinischen Rundbögen getragen, zu beiden Seiten erhoben, von der bunten, bewegten Masse der Zuschauer belebt waren.

Jetzt ließen plötzlich alle Glocken der großen alten Metropolis ihre feierlichen Klänge zu Einer mächtig ergreifenden Harmonie zusammenfließen, um das Herannahen des Kaisers und seines Gefolges zu verkünden; während zugleich von der andern Seite Adelheid, umgeben von ihren Verwandten und den übrigen Großen des Landes, unter dem stürmischen Jauchzen der Menge der Kirche sich nähete. Noch hatte sie keine persönliche Zusammenkunft mit Otto gehabt; der Tag der Krönung und Vermählung sollte zugleich der Tag der ersten Bekanntschaft bei diesem seltsamen Ehebündnisse sein.

Die mächtigen ehernen Flägelthüren an der Dürseite des Schiffes flogen auf; das Wirbeln der Pauken, das Schmettern der Trompeten, der endlose Jubel der Menge hallte in dem weiten Kuppelbaue wieder; Otto, gefolgt von einer auserlesenen Schaar deutscher Fürsten und Ritter, zog unter dem Vortritt der Marschälle, Herolde und Bannerträger in die festlich geschmückten Hallen ein. Die schöne, stolze, imponirende Gestalt des jugendlichen Helden verschlehte ihren Eindruck auf die feinen Sinne der Italiener nicht. In würdevoller Haltung schritt er auf den Thron zu, welchen man vor dem Hochaltar errichtet hatte. Hier harrete er eine Weile. Da verkündete ein zweites Schmettern der Trompeten die Ankunft der Königin.

Bleich, doch mit liebreichem, freundlichem Blick, der nur dem Kundigen die leise Andeutung einer verborgenen Schwermuth enthüllte, war das Antlitz Adelsheid's. In feister Haltung betrat sie das Innere des Tempels.

Otto eilte ihr entgegen, sie zu empfangen.

Sie hob ihre Augen zu ihm empor — sie bebte zusammen. Dann ermannte sie sich und sandte noch einen zweiten, festen Blick auf seine Züge. — „Heinrich!“ rief sie, und von der Macht ihrer Gefühle bewältigt, stürzte sie in Otto's Arme. Er schloß sie entzückt an seine Brust.

„Von nun an, Adelsheid,“ rief er mit bewegter Stimme, „nenne mich lieber Otto! Wird er, der Glückliche, derselben Liebe theilhaftig seyn, die Du dem unglücklichen Heinrich von Breifach schenkest?“

Adelsheid antwortete nur mit einem Blick — er war bededter als Worte. — „Konntest Du glauben,“ fuhr Otto fort, „ich sei ein solcher Barbar, daß ich ohne Deine Liebe Dich an Dein Wort fesseln und so Deine Hand mir hätte verkaufen wollen? Nein! erst mußte ich mir Dein Herz und Deine Liebe erobern — sieh, nun bist Du von selbst in meine Arme gesunken! Ich weiß wohl, wie viel Du gelitten um meinetwillen. Verzeihe mir's. Aus bitteren Schmerzen nur konnte das Heil aufblühen!“

„Sagte ich's nicht,“ rief da plötzlich der Bruder Martin, der in seinem groben Mönchsrocke mitten unter den fürstlich geschmückten Prälaten stand, hervortretend und sich vor Adelsheid auf die Knie niederlassend, „sagte ich's nicht, erhabene Herrscherin, daß sich Alles wenden werde? Seht! jetzt ist es anders geworden. Aber auch bei mir soll's nun anders werden. Der großen Welthandel bin ich müde. Mein Ziel ist erreicht. Jetzt gehe ich wieder in meine Zelle zurück, an den klaren See, zu meinen Obstbäumen und Weinstöcken, um, wenn der Herr mich abrufet, in Frieden in meinem alten Häuslein zu entschlummern.“

Adelsheid neigte sich voller Huld zu dem tiefgeührten Alten nieder, um seine Worte freundlich zu erwiedern, aber ihre Rede ward verschlungen von dem wilden Jubel des Volkes, das nun sich allmählig über diese wunderbare Scene aufgeklärt hatte, und donnernd tönte von den stolzen Gewölben der tausendstimmig wiederholte Ruf zurück: „Hoch lebe Kaiser Otto! Hoch lebe die schöne Adelsheid!“

* Neue Glossen über einige uralte Sprichwörter.

(Fortsetzung.)

3. Sich den Hals brechen, um einem Andern den Finger zu heilen.

In unserer Zeit hat man dieses uralte Sprichwort in die Kumpfkammer geworfen. Es mag zur Zeit jenes Einstieblers gangbar gewesen seyn, von welchem die Legende erzählt, daß er den Räubern, von denen er bestohlen wurde, auch noch das

nachtrug, was sie in seiner Hütte zurückgelassen hatten. Jetzt lautet das obige Sprichwort: „Es gäbe Einer ein Auge, wenn der Andere blind wäre.“ Jeder Mensch hat seine eigenthümliche Krankheitsanlage und Krisentendenz. Bei dem Einen hat die Natur die Tendenz, alle Krankheitsstörungen durch Schweiß, bei dem Andern durch Diarrhoe u. s. f. auszugleichen. Unsere Gegenwart gleicht auch dem Menschen, indem sie, wie er, ihre Krankheitsanlage hat. Bei ihr scheint es die Natur auf Aufhebung des Einflusses der Seele auf den Körper und des Körpers auf die Seele, folglich auf Unempfindlichkeit oder, um es unverblümt zu sagen, auf die Starrsucht abgesehen zu haben. Ueberhaupt aber — da wir gerade von Krankheiten sprechen — grassiren diesen Augenblick sehr bedenkliche Krankheiten. Sehr viele leiden an der Gastrodynamia oder anhaltendem Magenweh; diejenigen aber wovon diese Magenleidenden behaftet sind, leiden an der Pseudocacus, sie vernehmen das, was ihnen jene sagen oder vorjammern, oft ganz unrichtig. Die Reichen leiden an der Adipositas oder Fettsucht, und wollen das beste Gegenmittel, die Hungerkur, schlechterdings nicht anwenden. Manche Ortsvorgesetzte, zumal in Dörfern, leiden an Sprachamnesie, das heißt, sie setzen ein unrechtes Wort statt des gewollten. Fragt sie z. B. ein Höhergestellter: „habt ihr Hunger?“ so antworten sie nein statt ja, ihr und ihrer Leute Magen mag dann so laut schreien als er will. Viele arme Teufel leiden an der Dysphagia, was bekanntlich ein verhindertes Schlucken ist, und dieses ist doch gewiß niemals mehr verhindert als wenn man überhaupt gar nichts zu schlucken hat. Viele endlich, obwohl sie keine Kinder mehr sind, leiden am Trismus und Tetanus, sie möchten gerne trinken und können es nicht, warum? weil sie nichts bezahlen und die Wirthe nichts borgen können. — Um noch einmal auf das Sprichwort zurückzukommen, das die Ueberschrift dieser kleinen Betrachtung bildet: es ist ohne Zweifel nichts weniger als ernsthaft gemeint. Viele Menschen sind zwar schon aus Liebe wahnsinnig geworden, aber aus Menschenliebe noch Keiner; eben so haben auch schon viele den Hals gebrochen, aber aus Nächstenliebe ebenfalls noch Keiner.

4. Wer sein Gut verliert, verliert auch seinen Wig.

Das ist eine sehr traurige Wahrheit, ein wahrer Schandfleck für den menschlichen Verstand. Der Gipfel des menschlichen Glends spaltet sich in zwei Arme: der Eine dieser Arme weist ins Paradies der Unsterblichkeit, der andere in die Hölle des Wahnsinns, der Selbstwegwerfung und der Verzweiflung. Doch — wer im Unglück schwach ist, war gewöhnlich im Glück übermüthig. Unsere Zeit liefert hiefür hundert Beweise, wo ein einziger genügen würde. Wie viele, die vorher gleich dem Vater in Schillers Glocke sagten:

„Fest, wie der Erde Grund,

Wider des Unglücks Macht

Steht mir des Hauses Pracht!“

wie viele werfen — wenn dieses Haus nun dennoch ihnen entrissen wird — sich selbst weg und werden in ihrem gottvergeffenen Kleinmuth zu Verschwendern und verworrenen Menschen? Ja, man kann es nicht selten hören, daß sie sich äußern, sie können an keinen Gott im Himmel mehr glauben; als ob sie vordem die Güter dieser Erde nicht von ihm, sondern vom Teufel erhalten hätten! Die Glenden! Hätten sie nie zu viel gehofft von diesem Augenblick, den wir Leben nennen, — hätten sie geglaubt, daß auf Sandbergen keine Cedern wachsen, — wäre ihr Vertrauen jemals über die Aushängschilder ihres Charlatanismus hinaus und hinauf bis zu den Sternen gedrungen: so wären sie nie das Opfer der Verzweiflung geworden. Man macht in unsern Tagen so viele Erfindungen: warum erfindet man nicht auch einmal

moralische Pestplaster für so zerrissene Seelen? Auch über Thränen soll die Seele des Menschen liebend blühen, gleich wie die Hyazinthe nur über Wasser hängt und ohne Nahrung fortblüht. Das Glück gleicht dem Tag, er ist ein kleines Leben, — das Unglück der Nacht, sie ist ein kurzer Tod. Alles steigt und sinkt. Der Morgen geht auf, der Mittag kommt, der Abend sinkt, düster und mit ernsten Schatten umhüllt uns die Nacht; aber das Ganze steht und wird ewig stehen, und wird ewig neuen Tod und neue Geburten hervorbringen. Scheiden und Wiederkommen; endloser Wechsel der Zeiten und Dinge. —

Und nun, lieber Leser und freundliche Leserin, wenn du mich tadelst, weil ich getadelt habe, so erwidere ich dir mit den Worten des Dichters:

„Welchen der Tadel wohl schmerzt, doch anspricht, edler zu werden,

Dem wird Tadel ein Heil, der ist bescheiden und gut.

Welchen der Tadel wohl schmerzt, nicht spornt doch, edler zu werden,

Dem bringt Tadel kein Heil, der ist hochmüthig ein Geck.

Welchen der Tadel nicht schmerzt, nicht spornt, auch edler zu werden,

Der — leichtsinnig verdirbt, — rettet ihn Strafe nicht noch.“

(Fortsetzung folgt.)

* Guter Rath für angehende junge Handwerker.

„Meister rühret sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schuz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Cruz. —

— Schiller.

Dieses Blatt enthielt kürzlich einen Artikel über die Klagen des Handwerkerstandes, worin es heißt: die meisten Handwerke seien baufällige Häuser geworden und es sei Pflicht unserer Zeit den Nachkommen hauptsächlich dadurch für bessere Häuser zu sorgen, daß sie für das heranwachsende Geschlecht keine Gewerbe wähle, wobei man mit den Fabriken concurriren müsse, sonst sei der Bankrott der Nachkommenschaft schon zum Voraus unterzeichnet. Dieser Rath bedarf für unsere angehenden Handwerker eine nähere Erörterung, wenn er ein wirklich guter Rath seyn soll.

Vor allem muß man als wahr anerkennen, daß das der Gewinn unserer Zeit ist, daß sie nicht mehr bestehen kann ohne Bildung des Geistes und Charakters, daß wer stille steht, zurückkommt, und entweder nachhinken muß, oder untergehen wird. Daher hängt die Erlernung eines Gewerbes von einer tüchtigen Vorbildung und die Ausübung desselben von einer gründlichen Erlernung ab. Wenn vor Zeiten ein Meister lesen und schreiben konnte und etwas von der Regel de tri verstand, so wählte man ihn schon in den Rath. Jetzt gäbe es in unserm Land wenigstens hundertmal mehr Rathsherrn als wir bereits ad majorem patriae gloriam haben. Aber jetzt ist es eben anders. Man fordert zehnfach mehr als sonst, um Einen einen tüchtigen Meister zu nennen, und seit kaum mehr als einem Menschenalter ist die Gewerbswelt wie neugeboren. Man hat freilich trotz dieser Wiedergeburt schon oft und vielleicht nicht ganz mit Unrecht behauptet, daß die Bewohner aller mit stattlichen Kirchen, Rathhäusern und Thürmen geschmückten Orte noch immer hartnäckig am Alterthümlichen und Geschichtlichen halten; aber mit moderner Bauart ziehen gewiß auch andere Sitten ein. Heut zu Tag wird von jedem tüchtigen Meister gefordert, daß er zeichnen könne, und zwar nicht blos mit freier Hand, sondern mit Birkel und Maßstab, d. h. geometrisch. Dieses setzt Kennt-

niß der Geometrie voraus. Außer dem Zeichnen gehören Physik, Mechanik, Chemie, Naturgeschichte und Mathematik zusammen dazu, wenn man die Kunst verstehen will, denen, die nichts gelernt haben, das Geld aus der Tasche zu holen. Auch Technologie darf nicht fehlen. Die Buchführung, Correspondenz, Wechsel- und Papiergeschäfte sollte jeder tüchtige Meister ebenfalls verstehen. Mit all diesen Kenntnissen ausgestattet, sollte die Jugend an die Erlernung eines Gewerbes gehen. Sie hierzu zu befähigen, ist die Aufgabe vollkommener Gewerbeschulen.

Nun kommt die Frage: Was für ein Gewerbe soll Einer wählen? die Antwort ist bereits oben: ein solches, wobei man nicht mit Fabriken concurriren muß, das heißt ein Geschäft, wobei nur die Sorgfalt und der Fleiß des einzelnen Mannes ein vollkommenes Produkt liefern, die Maschine dagegen nur Unvollkommenes, minder Dauerhaftes, minder Brauchbares und Passendes hervorbringen kann; hierzu gehören namentlich die Baugewerbe. Denn hier ist nicht von Gewerben die Rede, wozu wenig oder kein Talent gehört, wie zu Metzger- und Bäckerprofession, und die man ohnehin nicht entbehren kann. Hier ist auch nicht von der Schuster- und Schneiderprofession die Rede, die von denjenigen, welche sie geschickt betreiben, für eine Kunst erklärt wird. Die Schuster- und Schneiderprofession streift allerdings wenn nicht ganz in das Gebiet der Kunst hinein, doch sehr nahe an dieses hin, wenn man das Vorschneiden, in Betracht des Wechsels der Moden in Erwägung zieht; denn hierzu gehört scharfes Augenmaß, Formensinn und Gewandtheit im Zeichnen. Wer nur nähen und nach einem papiernen Muster schneiden kann, ist entweder ein Nähmädchen oder ein Pflücker. Oben sagten wir also, daß zu den zu wählenden Gewerben, bei welchen nur die Sorgfalt und der Fleiß des einzelnen Mannes ein vollkommenes Produkt liefern, hauptsächlich die meisten Baugewerbe gehören, z. B. das Gewerbe des Maurers, Zimmermanns, Malers, Tünchers, Glasers, Tapezierers, Schlossers, Schreiners, Schieferdeckers, Spenglers. Hieran schließen sich Wagner, Schmiede, Lackierer und Vergulder, Kupferschmiede, Glockengießer, Orgelmacher, Spiegelmacher, Fellenhauer und Mechaniker.

Ist eine solche Profession wie man zu sagen pflegt „vom Fundament aus“ erlernt, dann geht's in die Fremde. In dieser sollen die jungen Wanderer bewahren, was sie so gerne singen:

„Wir leben in dem fremden Land

Als Deutsche brav und gut,

Und sagen soll man weit und breit:

Die Deutschen sind doch brave Leut,

Sie haben Geist und Muth.“

Wer jedoch in die Fremde zieht, soll nicht aufs Gerathwohl wie Hans Dummrian fortpilgern, ohne zu wissen wohin, sondern dahin, wo eines Jeden Gewerbe am vollkommensten betrieben wird. Hierüber muß man sich die genaueste Kenntniß verschaffen. So ist bei uns Deutschen z. B. das Schlosserhandwerk noch gar zu schwerfällig gehalten, im Vergleich mit den Engländern. Man fängt zwar auch an, englische Schloßer zu machen; aber von den zehnpfündigen Himmelsthorshloßern kann man sich doch noch immer nicht entöhnen. So verhält es sich mit vielen Gewerben.

Bei der Erfüllung dieser vorausgesetzten Bedingungen kann es wohl dem künftigen selbstherrlichen Meister nicht schwer werden, sich nach seinen Wanderjahren eine wünschenswerthe Zukunft zu gründen und zu sichern. Der gründlich herangebildete und fleißige Geschäftsmann ist nicht mehr blos Handwerker, sondern er muß auch Kaufmann seyn. Er muß fortwährend sinnen und trachten, sein Geschäft zu vervollkommen.

Schließlich sei es noch gestattet, nicht nur in Rücksicht auf die Heranbildung der künftigen Handwerker, sondern auch in Rücksicht auf unsere nothreiche Zeit und auf die Moralität dieser jungen Leute, die Eröffnung von Lesezimmern für dieselben zu empfehlen, wo sie sich an Sonn- und Feiertagen einfinden können und Zeitschriften, Zeichnungsapparate, Bücher zc., kurz dasjenige unentgeltlich oder doch möglichst billig haben, was ebenso sehr zu ihrer Unterhaltung und allgemeinen Menschenbildung als zu ihrem Nutzen für ihren künftigen Beruf dienlich ist. Wie mancher wird hier von Schlupfwinkeln, Karten- und Würfelspiel, von Leib und Seele vergiftenden Unterhaltungen zurückgehalten werden können? wie mancher wird seinen sauer erworbenen Bazen auf etwas Besseres verwenden lernen, als auf ein volles Schnaps- oder Bierglas? — Denn solche junge Leute sind es namentlich, deren Unerfahrenheit und Reizbarkeit von den dem Müßiggang und Laster Anheimgefallenen benützt wird, um ihre ohnehin meist mehr als leichte Börse vollends leeren zu können. Ihnen die Annäherung an und den Umgang mit Gebildeteren erleichtern, sie abziehen von der Nähe des rohen Pöbels, heißt ihr Ehrgefühl steigern, und in dieser Steigerung liegt ein sicheres Mittel, die Moralität und mit ihr das allgemeine Wohl zu befördern.

Die Macht der Leidenschaft.

Humoreske von Ernst Bruno.

Motto: Liebe, Liebe ist mich nöthig.

Erstes Kapitel.

In einem eleganten Hause der Residenz wohnte Elvira, eine junge Schöne von sechsunddreißig Jahren. Obgleich sie längst die Bekanntschaft mit Gott Hymen gewünscht hatte, so war es dennoch bisher keinem Manne gelungen, ihr Herz zu erobern. Da wurde Elvira eines Tages von Zahnschmerzen befallen, die so arg wurden, daß sie die Hilfe eines Zahnarztes in Anspruch nehmen mußte. Dieser befreite sie nun zwar von ihrem Zahnschmerz, indes eine andere Gattung Schmerz hatte sich plötzlich ihrer bemächtigt; bei der Operation hatte sie sich in den jungen Zahnkünstler verliebt.

Zweites Kapitel.

Wenn junge sechsunddreißigjährige Mädchen von der Liebe ergriffen werden, so ist das um 100 Prozent gefährlicher, als wenn eine Achtzehnjährige liebt. Auch Elvira fühlte das. Sie entbrannte in heftiger Liebe zu dem jungen Zahnarzt. Zwei Tage ertrug sie ruhig die Qual, den Gegenstand ihrer Reigung nicht zu sehen, da aber erfaßte sie glühende Sehnsucht. Die Liebe hatte ein Mittel entdeckt, ihre Sehnsucht zu befriedigen, es war ein furchtbares, aber welches Opfer ist der Liebe zu gering? Es war beschlossen bei Elvira, sie ließ sich einen gesunden Zahn ausziehen, nur um den Heißgeliebten zu sehen.

Drittes Kapitel.

Der unbewußt Geliebte lag in süßer Behaglichkeit auf seinem Canapee, und hatte eben den neuesten Roman der Gräfin Henne-Henne: „Luise, oder: es ist doch kein Gift nich“ beendet, als Elvira bei ihm eintrat. Sie klagte wieder über Zahnschmerzen. Lucian, so hieß unser Amoroso, zog mit vieler Seelenruhe den ihm von Elvira bezeichneten angeblich kranken Zahn aus. Diese ertrug als Märtyrerin ihrer Liebe getrost den Schmerz, und war nur glücklich, den König ihres Herzens wieder gesehen zu haben.

Viertes Kapitel.

Die Zahnausziehoperation wiederholte sich noch mehrere Male, denn Elvira wußte auf keine andere Weise ihrer Sehnsucht nach Lucian eine Genüge zu thun. Beim zehnten Male endlich gestand sie ihm ihre Liebe und die Opfer, die sie der-

selben gebracht. Lucian war tief gerührt. Solcher Liebe vermochte er nicht länger zu widerstehen. Ob Elvira's zarte Liebe oder ihre zwanzig tausend Thaler ihn mehr gerührt hatten, ist ein Geheimniß geblieben. Am Verlobungstage beschenkte Lucian seine junge sechsunddreißigjährige Braut mit einem ganz vollen Gebiß falscher Zähne aus Dankbarkeit für die echten, die sie ihrer Liebe geweiht hatte. Es war ein schöner Wechsel von Falschheit und Echtheit. Lucian hat den größten Vortheil davon. Sollte Elvira in der Ehe einst bissig werden, so kann er ihr jeden Augenblick die Zähne nehmen.

Epilog.

Da komme nun noch Einer und behaupte, die Leute seien jetzt so profaischer Natur, daß nicht einmal in der Liebe mehr Poesie vorkäme. Das nenn' ich doch noch eine poetische Liebe, die sich sogar die Zähne ausziehen läßt, blos um den Geliebten zu sehen.

Maritäten-Räthlein.

Als Lord Ellenborough Lordoberrichter war, wurde einst ein Maurer in der Arbeitstracht als Zeuge vor Gericht gebracht. Als er den Eid leisten sollte, sagte Seine Herrlichkeit zu ihm: „In der That, Zeuge, wenn Sie vor Gericht erscheinen, sollten Sie jedenfalls sauberer und schicklicher gekleidet seyn.“ — „Nun, was das betrifft,“ erwiderte der Zeuge, „so bin ich wohl eben so anständig gekleidet, wie Em. Herrlichkeit. Sie sind hier in Ihren Arbeitskleidern, und ich in den meinigen.“

Charakteristik der europäischen Hauptstädten. Berlin modifizirt. Breslau promenirt. Cassel schnarcht. Dresden wundert sich. Dublin bettelt. Edinburgh träumt. Florenz gafft. Frankfurt zählt. Guena lacht. Hamburg ist. Hannover schläft. Leipzig liest. Lissabon schmolzt. London gähnt. Lyon arbeitet. Madrid raucht. Mainz freut sich auf den Carnaval. Mannheim flucht. Manchester pakt. Marseille singt. München trinkt. Neapel schwitzt. Paris plaudert. Pesth schwätzt. Petersburg schwigt. Rom betet. Turin schminkt sich. Venedig liebt. Warschau seufzt. Wien verbaut. Welche dieser Städte ist am glücklichsten?

Wer ist der größte Chemiker? Der König von Hannover, denn er zieht aus dem Harz Silber und Eisen.

Man warf Einen die Treppe hinunter. Auch gut, sagte er, ich habe ohnehin hinabgehen wollen.

Charade.

Wenn des Lenzes erste Blüthen
Lachend Flur und Wiesen schmücken,
D, dann fühlst du mit Entzücken
Meiner Ersten Seligkeit.

Doch selbst in des Winters Tagen
Weile ich im frohen Kreise,
Plagen sind nicht meine Weise,
Sie verschrecken ist mein Ziel.

Und die Letzte liebt der Knabe,
Selbst der Mann verschmäht sie nicht.
Wenn sie seinem Geist entspricht,
Sucht er sie nach Tages Mähen.

Und das Ganze auf der Bühne
Zeigt des Lebens frohe Seiten.
Froh die Erste zu verbreiten,
Dazu laß das Ganze dienen.

Auflösung der Charade in Pro. 64:

D i e r n .